

Jesus, Paulus und Co.

Leo G. Linder

Gütersloher Verlagshaus, 2013

Kapitel 5 (Auszug aus dem Manuskript)

5. Junger Wein in neue Schläuche

Ist es ein Wunder, dass kein jüdischer und kein heidnischer Autor von Jesus zu dessen Lebzeiten Notiz nimmt? Das wird ja bisweilen als Argument gegen ihn gewendet – so bedeutend könne er dann wohl nicht gewesen sein, womöglich sei er eben doch nur das Phantasieprodukt zügelloser Schwärmern. In Wahrheit gibt es in der kurzen Frist, die Jesus bleibt, nicht den geringsten Grund, ihn auch nur einer Zeile zu würdigen. Die jüdische Führungsschicht wie die römische Besatzungsmacht sieht in solchen Leuten bestenfalls Pöbel, schlimmstenfalls Banditen, und Jesus selbst wird selbstverständlich der Masse religiöser Irrläufer zugeschlagen, die diesem Fleckchen orientalischer Erde wie Unkraut entsprossen – zum Leidwesen aller, die hier für halbwegs geordnete Verhältnisse sorgen müssen. Also, man hat ein Auge auf ihn, und das ist wahrhaftig der Ehre genug. Das deutlichste Zeugnis für diese Einstellung legt seine Kreuzigung ab: Da ist er einer von dreien – Volksaufwiegler, Unruhestifter, Störenfriede allesamt.

Die Römer verspüren ja allgemein nicht die geringste Lust, sich mit den innerjüdischen Querelen zu befassen. Bezeichnend dafür ist eine Episode in der Apostelgeschichte etwa zwanzig Jahre später: Da verärgert Paulus mit seiner Predigt die jüdische Gemeinde von Korinth, die verklagt ihn vor dem römischen Statthalter Gallio, und der wischt die Sache mit einer Handbewegung vom Tisch: „Ginge es hier um ein Verbrechen oder um eine böswillige Tat, ihr Juden, so würde ich eure Klage ordnungsgemäß zulassen. Geht es aber um Streitigkeiten über ... das bei euch geltende Gesetz, dann seht selbst zu! Darüber will ich nicht Richter sein.“ (Apg 18,14-15) Ebenso wenig ist Pontius Pilatus geneigt, der Anklage gegen Jesus auf den Grund zu gehen. Prozess und Hinrichtung Jesu sind römische Justizroutine, Prozessakten – außer einer kurzen Notiz an die zuständige kaiserliche Behörde in Rom vielleicht – werden nicht angefertigt, und Pilatus ist ohnehin kein Mann langen Federlesens. Kurz: Aus der Perspektive jüdischer wie römischer Stellen ist Jesus völlig unbedeutend.

Und Josephus, der einzige, der sich eingehender mit dem jüdischen Kosmos jener Zeit befasst? Bis auf eine kurze Erwähnung von Jesu Kreuzigung, die allerdings Fragen aufwirft und erst im nächsten Kapitel behandelt werden soll: kein Wort. Allerdings hat Josephus mindestens drei gute Gründe, Jesus zu unterschlagen. Erstens versucht er, seinen Lesern die religiösen Strömungen im Judentum als philosophische Schulen nahe zu bringen, und Jesus lässt sich keiner dieser Schulen zuordnen. Zweitens ist Josephus nach der Katastrophe des Jahres 70 bestrebt, sein Volk als friedliebend und fortschrittlich darzustellen, von verzeihlichen Eigenheiten abgesehen als Volk wie jedes andere, und kennt deshalb kein Pardon mit jenen, die er als Aufrührer und Mächtegern-Erlöser betrachtet – Johannes der Täufer bildet da eine seltene Ausnahme, und selbst der muss sich die

Umwandlung zum edlen Sittenprediger gefallen lassen. Und drittens könnte es ihm nach den ersten Christenverfolgungen in Rom ratsam erscheinen, den Namen Jesus Christus erst gar nicht in den Mund zu nehmen. Dieser Jesus taugt mithin in keiner Weise zur Erbauung seines Publikums. Es könnte ja im Übrigen auch nur einer versucht sein, über Jesus zu schreiben, der dabei gewesen ist, der sehr genau hingehört hat, der die verstörende oder mitreißende Wirkung dieses Menschen aus nächster Nähe erlebt und studiert hat, und die Berichte eben jener Leute werden dann auch den Rohstoff für eine ganze Reihe von Jesus-Biographien liefern. Wobei selbst die Evangelisten ihre liebe Mühe mit ihrem Ausgangsmaterial gehabt haben dürften.

Denn – was gibt dieses Leben eigentlich Erzählenswertes her? Unter dramaturgischen Gesichtspunkten? Jesus ist zum Helden denkbar ungeeignet. Sein Leben verläuft nicht sonderlich aufregend, viel Zeit vergeht mit Predigten und Streitgesprächen, und der Höhepunkt der Geschichte ist eine klaglos hingenommene, erbärmliche Hinrichtung. Der Mann entscheidet sich ja nicht nur fürs Unspektakuläre, er entscheidet sich für die Auslöschung. Was an ihm überhaupt auffällt, das ist nach den Begriffen der Chronisten keine Meldung wert, das verstehen nicht einmal seine Anhänger so richtig, das widerspricht jedenfalls allen Regeln der Kunst, von sich reden zu machen. Da schafft es eher einer in die Literatur, der seine Predigten mit kräftigen Beleidigungen würzt, seinen Landesherrn öffentlich bloßstellt und dafür enthauptet wird. Die Evangelisten werden sich gefragt haben: Wie sollen wir mit diesem spröden Stoff gegen die Literatur der Heiden und ihre schillernden Götterdramen bestehen? Geschrieben klingt es eben anders als erzählt, und sie müssen schon einige Register ihrer literarischen Kunstfertigkeit ziehen, um etwas abzuliefern, das auf dem antiken Büchermarkt konkurrenzfähig ist. Im Einzelnen sieht das dann so aus.

Markus dramatisiert ziemlich ungehemmt. Wirft den Leser in seine Geschichte wie in kaltes Wasser und lässt ihn zum Schluss – verblüfft und ratlos – mit dem leeren Grab zurück. Dazwischen rafft er, beschleunigt er, hetzt er im Eilschritt von Auftritt zu Auftritt. Alles geschieht bei ihm „sofort“ oder „sogleich“. Und zwischendurch immer wieder der kurze, genaue Blick auf scheinbar Nebensächliches, wie in Großaufnahme: Jesus ergreift eine Hand, Menschen drängeln sich in der Tür, Jesus kommt – zum wiederholten Mal – nicht zu seinem Abendessen. Dann, was in jedem Fall Spannung erzeugt: rascher Aufbau einer Drohkulisse. Bei Markus – wie auch bei Johannes – planen seine Gegner fast vom Augenblick seines ersten Auftretens an, Jesus zu beseitigen. Wer um seinen Helden bangen muss, der fiebert mit – möglich, dass sich hier Erfahrungen mit Gladiatorenkämpfen und Wagenrennen niederschlagen, die Markus im Circus Maximus und Colosseum sammeln konnte. Lukas und Matthäus setzen das Mittel der Drohkulisse viel später und dezenter ein. Bei diesem eher skizzenhaften Stil bleiben im Markus-Evangelium allerdings manchmal Zusammenhang und Verständnis auf der Strecke. Dies wiederum ist die Stärke von

Matthäus. Bei ihm wird alles logisch, auch psychologisch entwickelt. Matthäus bietet Tiefe statt Tempo. Er kommt auch nicht so hemdsärmelig daher, wie Markus das bisweilen tut, er schreibt offenkundig für den Geschmack eines Publikums, das auf anspruchsvollere Art unterhalten und belehrt werden möchte. Und Lukas? Der sorgt mit der raffinierten Mischung seiner Erzählelemente dafür, das Herz und Verstand gleichermaßen auf ihre Kosten kommen. Und da er den Ehrgeiz hat, das definitive Weltevangeliem zu schreiben, veredelt er Jesus so weit, dass ihm selbst eine philosophisch gebildete, heidnische Leserschaft in den Hochburgen hellenistischer Kultur Griechenlands, Spaniens oder Nordafrikas etwas abgewinnen könnte. Ein Dramatiker ist Lukas allerdings nicht, mitunter verliert er vor lauter Anspruch seine Geschichte vorübergehend aus den Augen. Johannes schließlich zieht sein Evangelium grundsätzlich anders auf, wie schon erwähnt.

Mit anderen Worten: Der Umstand, dass Jesus keine Spuren in nichtchristlichen Dokumenten hinterlässt, ist nur zu erklärlich; er braucht niemanden zu dem Schluss zu verleiten, Jesus könne am Ende gar nicht gelebt haben oder müsse in Wirklichkeit ganz anders gewesen sein. Die Unterschiedlichkeit der Evangelien liefert uns einen Reichtum an Perspektiven, der uns für diese Lücke entschädigt. Und all diese Texte bieten ihren Lesern Szenen, die an Wirklichkeitsnähe nichts zu wünschen übrig lassen. Greifen wir einmal zwei Episoden aus dem Arbeitsalltag Jesu heraus.

Die erste findet sich bei Markus im 9. Kapitel. Und gleich ist man mitten drin, gleich platzt man in einen hitzigen Wortwechsel zwischen Stadtvolk und Jüngern hinein. Immer mehr Passanten bleiben stehen und beteiligen sich, und wer eine Ahnung von antiker Streitkultur hat, von der Lust, sich lautstark einzumischen, ohne jede Scheu vor kniffligen Problemen und fundamentalen Fragen, der kann sich vorstellen, wie lebhaft es jetzt an dieser Straßenecke zugeht. Jesus ist gar nicht dabei, einstweilen müssen die Jünger ihn vertreten, und man weiß nicht, wie wacker sie sich schlagen in diesem Wortwechsel, an dem sich auch Pharisäer beteiligen, belesene Leute, Torakundige, die an Jesus und seiner Mannschaft häufig allerhand auszusetzen finden. Wahrscheinlich schenkt man sich nichts, und was den Jüngern an theologischer Spitzfindigkeit abgeht, das machen sie durch Respektlosigkeit wett. Da taucht Jesus auf. Die Diskussion erstirbt. Die Jünger sind abgemeldet. Alles stürzt sich auf Jesus, und der erkundigt sich in die erwartungsvolle Stille hinein nach dem Grund der Aufregung. Ein einfacher Mann tritt vor, ein Bauer vielleicht. Er habe einen Sohn, sagt er, der sei Epileptiker. Aber so drückt er sich natürlich nicht aus. Vielmehr sagt er folgendes: „Er hat einen stummen Geist. Und wenn er ihn packt, reißt er ihn zu Boden, und er schäumt, knirscht mit den Zähnen und wird starr. Und ich habe deinen Jünger gesagt, sie sollen ihn austreiben, aber sie vermochten es nicht.“ Und jetzt sollte man hören, wie Jesus seine Jünger anfährt, vor der Menge der Umstehenden: „Du ungläubiges Geschlecht! Wie lange muss ich noch bei euch sein? Wie lange muss ich euch noch

ertragen? Bringt ihn zu mir!“ Die Jünger gehorchen – sie kennen Jesus mittlerweile, sie wissen, dass Geduld nicht unbedingt zu seinen Stärken gehört –, der junge Mann wird also geholt, und im nächsten Moment werfen ihn Krämpfe zu Boden, er wälzt sich mit Schaum vor dem Mund im Staub. Jesus greift zunächst nicht ein. Vielmehr fragt er den Vater, wie jeder Arzt es tun würde: „Wie lange hat er das schon?“ „Von Kind auf“, antwortet der, bricht alsdann in eine detaillierte Schilderung der Krankheitsgeschichte aus und stammelt schließlich: „Wenn du etwas vermagst, so hilf uns und hab Mitleid mit uns.“ Und Jesus sagt nun nicht: Beruhigen Sie sich, lieber Mann, mal sehen, was wir hier tun können. Er sagt, und wahrscheinlich nicht im Tonfall sanfter Zurechtweisung: „Was soll das heißen: Wenn du etwas vermagst? Alles ist möglich dem, der glaubt.“ Wofür er im nächsten Augenblick den Beweis antritt. Jesus brüllt den Krankheitsdämon jetzt nämlich an und befiehlt ihm, den Körper des Jungen zu verlassen, und „der schrie und zerrte ihn heftig hin und her und fuhr aus. Da lag er wie tot, so dass alle sagten: Er ist gestorben. Jesus aber ergriff seine Hand und richtete ihn auf. Und er stand auf.“

So weit diese Episode. Wer sie liest, dürfte schwerlich den Eindruck gewinnen, eine Jesus nachträglich angedichtete Wundergeschichte vor sich zu haben. Was hier geschildert wird, ist drastische, dreckige Wirklichkeit. Ein existenzielles Drama, ein Machtkampf zwischen gegensätzlichen Kräften, da wird gebrüllt und geschrien und gerungen, und da darf man sich am Ende beide, Jesus wie den Knaben, schweißgebadet vorstellen. Die Zuschauer übrigens auch. Offenbar hatten die Jünger zunächst versucht, den Kranken selbst zu heilen, waren damit aber nicht weitergekommen, und weil sich dergleichen wie üblich auf offener Straße abspielt, hatte sich ein Kreis von Zuschauern gebildet, dem sich dann Pharisäer beigesellten, die den Vater aufforderten, sich besser an den zuständigen Priester zu wenden als an diese überschätzten Jesusleute, was nun wiederum die Jünger nicht auf sich sitzen lassen wollten, und als Jesus eintrifft, schlagen die Wogen ziemlich hoch, der verstörte Vater mit eingezogenem Kopf irgendwo dazwischen. Und nun bewährt sich der nüchterne Protokollstil des Markus. Er bleibt dran und registriert einfach ungerührt den Fortgang, von Jesu Unmut darüber, dass seine Jünger wieder einmal versagt haben, bis zum abschließenden Zweikampf mit dem Krankheitsdämon und dem kräftigen Griff eines Bauhandwerkers, mit dem Jesus dem Leblosen auf die Beine hilft.

All dies trägt die Züge erlebter Wirklichkeit, auch wenn sich die Heilung des Epileptikers kaum mit einer modernen Auffassung von ärztlicher Kunst verträgt. Dass Jesus über Fähigkeiten und Kräfte verfügt, die ihm erlauben, Krankheiten zu heilen, darf getrost angenommen werden – derartiges ist für die Leser der Evangelien ohnehin kein Problem, über viele Jahrhunderte nicht, das ist es erst für uns. Worauf es bei dieser Geschichte ankommt, ist aber etwas ganz anderes: Jesus reklamiert diese heilenden Kräfte nicht für sich allein. Sie sind für ihn nicht einmal etwas Besonderes. Sie gehören als eine geradezu

selbstverständliche Fähigkeit zu dieser Welt neuer Möglichkeiten, die sich mit dem Gottesreich auftut. Und da dieses Reich mit ihm anbricht, also bereits angebrochen ist, kann nun im Grunde jeder Kräfte entfalten, die bisher allenfalls begnadeten Ausnahmemenschen zugetraut wurden. „Alles ist möglich dem, der glaubt“, erklärt Jesus dem Vater des epileptischen Knaben mit diesem Rest von Ärger über seine Jünger in der Stimme, und erst, als der sich zu diesem Glauben durchringt, kann Jesus an die Heilung des Sohns gehen.

Natürlich bezeichnet Jesus diese Welt neuer Möglichkeiten nicht von ungefähr als Gottes Reich. Gott ist der unerlässliche Gegenpol für das, was da auf Erden im Entstehen begriffen ist, und der Glaube jene Kraft, die Gott ohne alle frommen Umstände in diese drastische, dreckige Wirklichkeit hineinzieht. Vorläufig aber soll uns allein dieses Gottesreich beschäftigen, schon deshalb, weil Jesus erstaunlich selten von Gott spricht, dafür umso häufiger von eben diesem Gottesreich. Alles, was Menschen sich erhoffen, ist nun für jeden in greifbare Nähe gerückt – das ist seine Überzeugung, das führt er mit seinen Wundern vor, weshalb der Evangelist Johannes vermeidet, überhaupt von Wundern zu reden, und stattdessen von Zeichen spricht, nämlich von Anzeichen für den Anbruch des Gottesreichs. Und am liebsten würde Jesus gar kein Aufhebens von seinen selbstverständlich nach wie vor außerordentlichen Taten machen. Jedenfalls beschwört er Geheilte wie Zuschauer regelmäßig, das Erlebte nicht an die große Glocke zu hängen. Markus weist in unserer Episode sogar eigens darauf hin, dass Jesus sich durch das Eintreffen weiterer Neugieriger zur Eile gedrängt fühlt – vermutlich, weil er keinen Wert auf eine noch größere Zahl von Zeugen legt. Warum? Aus Sicherheitsgründen vielleicht. Vorsicht ist ja unablässig geboten, und je weniger sich herumspricht, desto geringer die Gefahr, unliebsames Aufsehen zu erregen. Entscheidender aber ist wohl, dass Jesus auf keinen Fall als bestauntes Fabeltier und gefeierter Wohltäter im Mittelpunkt stehen will, so als wäre das Gottesreich – salopp ausgedrückt – eine Ein-Mann-Show, die sich ein Publikum solange gern bieten und gefallen lässt, wie es handfeste Vorteile daraus zieht.

Und damit kommen wir zur zweiten Episode – und zu den Fehldeutungen und Missverständnissen, denen sich Jesus mit seinem Gottesreich unbegrenzter Möglichkeiten zunehmend ausgesetzt sieht. Man muss dabei berücksichtigen, dass alles, was er sagt und tut, von seinen Zuhörern auf die aktuelle politische Situation, auf die herrschenden gesellschaftlichen Verhältnisse und auf die ganz unabhängig von ihm in den Köpfen spukenden Zukunftserwartungen gemünzt wird. Als Kinder einer christlichen Kultur sind wir gewöhnt, aus dem Munde Jesu nichts als ewige Wahrheiten zu vernehmen. Doch die meisten Menschen, mit denen Jesus es zu tun hat, hören mit ganz anderen Ohren. Die sind kaum bereit, sich die Zeit für ewige Wahrheiten zu nehmen, horchen aber auf, wenn einer ihre kleinen, großen Alltagssorgen ernst nimmt und ihnen Hoffnung auf ein erträgliches Leben macht. Bloß – was tun, wenn einer mit großem Geld bezahlen will und der andere nur

kleine Münzen annimmt? Wie er verstanden wird, hat Jesus jedenfalls nicht in der Hand. Die sogenannte Speisung der Fünftausend – von allen vier Evangelisten in seltener Übereinstimmung beschrieben – ist ein gutes Beispiel dafür.

Es dürfte im Frühling des Jahres 29 sein, da erfährt Jesus, dass sie Johannes den Täufer geköpft haben. Seinen Freund, mit dem er trotz Gefangenschaft weiterhin in Verbindung gestanden hat. Jesus ist erschüttert, mag im Augenblick keinen Menschen mehr sehen, doch in Kapernaum herrscht das übliche Kommen und Gehen, nicht einmal Zeit zum Essen findet er hier, also nimmt er das Boot und lässt sich ein paar Kilometer weiter an einem unbewohnten Uferstreifen absetzen. Nur einmal seine Ruhe haben, nur einmal mit sich und seinem Schmerz allein sein dürfen! So leicht sind seine Bewunderer jedoch nicht abzuschütteln. Sie folgen ihm auf dem Landweg, und als Jesus seinen Fuß ans Ufer setzt, stehen die ersten schon atemlos vor ihm, mit gierig-erwartungsvollem Blick. Er könnte jetzt weiterfahren, aber „sie taten ihm leid, denn sie waren wie Schafe, die keinen Hirten haben“ (Mk 6, 34), und deshalb bleibt er doch und geht von Gruppe zu Gruppe, nimmt sich der Leute an, heilt, redet mit ihnen, redet ihnen zu, klärt sie über das Gottesreich auf, und die Zeit vergeht. Die Sonne steht schon tief, da fassen sich die Jünger ein Herz und stören ihren Meister: „Abgelegen ist der Ort und vorgerückt die Stunde“, sagen sie, „schick die Leute in die umliegenden Gehöfte und Dörfer, damit sie sich etwas zu essen kaufen können.“ (Mk 6, 35ff) Nun, auch die Jünger selbst werden Hunger verspüren, man war ja schon in Kapernaum kaum zum Essen gekommen, es liegt also im Interesse aller, die Versammlung jetzt aufzulösen, zumal keinerlei Notsituation vorliegt – in dieser Gegend fänden die Leute schon Essbares, wenn sie nur allmählich aufbrächen.

Und jetzt wird es spannend. Erstens, weil Jesus gar nicht daran denkt, seine Zuhörer zu entlassen, sondern wie ein Hausherr auftritt, der sich seinen Gästen verpflichtet fühlt, und seine Jünger mit der Antwort verwirrt: „Gebt ihr ihnen doch zu essen.“ Und zweitens, weil jetzt ein aufschlussreicher Nebenaspekt ins Spiel kommt. Die Jünger reagieren nämlich mit der Frage: „Sollen wir gehen und für 200 Denar Brot kaufen?“, und es drängt sich der Eindruck auf, diese 200 Denar – die immerhin 200 Tageslöhnen eines Landarbeiters entsprechen – seien tatsächlich in der Gemeinschaftskasse, und wahrscheinlich noch einiges mehr. Offenbar steht das Unternehmen Jesus finanziell also gar nicht so schlecht da, offenbar knausern die vermögenden Sympathisantinnen nicht mit Zuwendungen, man lebt also keineswegs von der Hand in den Mund. Und – was im Hinblick auf den weiteren Verlauf noch bemerkenswerter ist – offenbar rechtfertigt der Kassenverwalter Judas das erhebliche Vertrauen, das die anderen zwangsläufig auf einen setzen müssen, der tagtäglich mit solchen Beträgen umgeht. Der kurze Satz stellt dem späteren Verräter Judas ein vorzügliches Leumundszeugnis aus. Gut, Jesus will nun jedenfalls nichts von zeitraubenden Einkäufen wissen, die Jünger treiben an Ort und Stelle fünf Gerstenbrote und zwei

getrocknete Fische auf, Jesus spricht ein Dankgebet, zerteilt das bisschen in noch kleinere Stücke, alle lagern sich ins Gras der Frühlingswiesen und alle werden davon satt. Fünftausend Männer, wie es heißt, Frauen und Kinder also nicht mitgerechnet.

Wer nicht an ein Wunder glauben will, der kann diese Geschichte bis hierhin als zusammenfassende Erinnerung an das organisatorische Chaos verstehen, das als Folge von Jesu Popularität und Unbekümmertheit häufiger ausbricht, und als Echo der befriedigten Verwunderung darüber, dass trotzdem ein ums andere Mal ein Weg gefunden wurde, damit fertig zu werden. Nun aber erfolgt in dieser Geschichte ein Bruch, als würde es plötzlich ernst. „Gleich darauf drängte er seine Jünger, ins Boot zu steigen und voranzufahren, hinüber nach Betsaida; er selbst wollte inzwischen das Volk entlassen“, schreibt Markus. Warum diese plötzliche Eile? Man stelle sich vor: Dort drüben, am gegenüberliegenden Seeufer, liegt Tiberias. Dort sitzt der Mann, der Johannes den Täufer vor wenigen Tagen hinrichten ließ, einfach deshalb, weil er öffentlich unangenehme Wahrheiten gesagt hatte. Jesus möchte wahrscheinlich lieber nicht wissen, wie das Wort „Gottesreich“ in dessen Ohren klingt. Nach Aufstandsvorbereitung höchstwahrscheinlich. Und jetzt hat Jesus den ganzen Nachmittag mit Hunderten oder Tausenden von Menschen verbracht, genau dem Pöbel, dem alles zuzutrauen ist, obendrein an einem abgelegenen Ort. Wie viele Spitzel des Antipas waren darunter? Bevor sie in Tiberias die nächste Verschwörung an die Wand malen können, müssen die Jünger aus der Gefahrenzone sein. Die legen dann auch unverzüglich ab, und der Leser dieser Episode erlebt Jesus erneut nicht als sanften, arglosen Weltverbesserer, sondern als umsichtigen Partisanenführer.

Planung eines Aufruhrs – das ist die eine Fehldeutung, der Jesus ausgesetzt ist. Und sie ist nicht einmal völlig von der Hand zu weisen. Denn im Johannes-Evangelium geht die Geschichte folgendermaßen weiter: Jesus bleibt gar nicht freiwillig zurück. Die Leute halten ihn fest. Plötzlich sieht er sich umzingelt von einer Menschenmenge, die ihn bestürmt, die erregt auf ihn einredet, und da dämmert ihm, dass er gerade zum Anführer der Befreiungsbewegung gegen die Römer und ihre jüdischen Verbündeten ernannt worden ist. Dass ihm nach allem, was man an diesem großartigen Tag mit ihm erlebt hat, zugetraut wird, die aufständischen Kräfte in Galiläa und Judäa zu koordinieren und zum militärischen Sieg zu führen. So einer wäre jedenfalls der rechte Messias! Da hätte alle Not ein Ende, da würde man endlich satt, da bräuchte man nicht mehr zu bangen um sein tägliches Brot. Nein, sie wollen ihn jetzt nicht gehen lassen. Und Jesus? Er entkommt irgendwie, im Schutz der Dunkelheit, „und ging auf den Berg, um zu beten.“ (Mk 6,46) Da kniet er jetzt und bespricht sich mit seinem Vater. Und das ist die letzte aufschlussreiche Information, die Markus uns in diesem Zusammenhang liefert. Denn natürlich wird Jesus häufig beten, ohne dass es eigens erwähnt würde – wenn aber Markus die Sprache darauf bringt, will er meist etwas ganz

Bestimmtes andeuten, nämlich: Jesus muss mit sich und Gott ins Reine kommen, weil er soeben in Versuchung geraten ist.

Alle Synoptiker rechtfertigen die Schlussfolgerung: Jesu Selbstbewusstsein ist nicht ungebrochen. Das ganze Unternehmen ist ein einziges Wagnis, ein Tasten und Suchen nach der geeigneten Strategie, der überzeugendsten Ausdrucksform, den richtigen Worten. Erfolge können im nächsten Moment in Enttäuschungen umschlagen, Fehlschläge müssen verarbeitet, Missverständnisse mühsam ausgeräumt werden, und oft genug dürfte es in ihm brodeln, weil er bei seinem Temperament durchaus für die Versuchung anfällig ist, sein Vorhaben mit größerem Nachdruck zu betreiben. Viele seiner Gleichnisse warnen davor, das Gottesreich erzwingen zu wollen, und jedes Mal klingen sie wie eine Selbstbeschwörung. Für *eine* Vermutung jedenfalls bietet er einstweilen nicht den geringsten Anlass: dass er sich wehr- und wortlos in sein Verderben schicken könnte. So, wie er auftritt, so, wie er wirkt, muss er die Hoffnung von Menschen rechtfertigen, die einen energischen Anführer suchen. Nicht unbegreiflich also, dass seine Botschaft vom Gottesreich hier wie dort falsche Erwartungen weckt. Doch wie wäre sein Gottesreich denn richtig zu verstehen?

Befragen wir Jesu Kritiker, bevor wir ihn selbst befragen. Sie finden sich vor allem in den Reihen der Pharisäer. Wo Jesus auftritt, sind sie dabei, und weil sie sich als Traditionswächter verstehen und Glaubensströmungen im Volk aufmerksam registrieren, hören sie genauer hin. Was stört sie an ihm? Diese Mischung aus Anarchie und Größenwahn, könnte die knappste Antwort lauten. Im Einzelnen werfen sie Jesus oder seinen Jüngern vor, gegen die Ritualgesetze zu verstoßen, die unter anderem bestimmte Waschungen und Fastenzeiten vorschreiben, mit Huren und notorischen Sündern und sogar Heiden freundschaftlich zu verkehren und sich zu allem Überfluss göttliche Vollmacht anzumaßen. Und diesmal liegt keine Fehldeutung vor. Nur eine andere Perspektive. Was Jesus da treibt, muss den Pharisäern nachgerade als Verhöhnung ihrer eigenen Glaubenspraxis erscheinen. Denn diese Praxis beruht auf einem ausgeklügelten System aus Scheidung und Unterscheidung, genauer gesagt: aus einer Trennung der Lebenssphären in rein und unrein, die immer weitere Trennungen nach sich zieht. Wobei der Gegensatz von rein und unrein durchaus kein mutwillig konstruierter ist, vielmehr in der heiligen Natur dieses einzigartigen jüdischen Gottes begründet liegt. Reinheit ist nämlich der Zustand der Würdigkeit, der Menschen in die Lage versetzt, vor Gott zu treten oder sich mit ihm in Beziehung zu setzen. Reinheit verbindet den Menschen mit dem Leben als heiligstem Gut und Gottesgeschenk. Unreinheit hingegen ist der Zustand der Trennung von Gott und seiner lebensspendenden Kraft, Unreinheit steht in Beziehung zum Tod.

Auf dieser Grundlage haben die Pharisäer ein streng systematisiertes Lebensmodell entwickelt. Der Zustand der Reinheit beruht bei ihnen auf exakt definierten Voraussetzungen. Da wird bis ins kleinste Detail geregelt, was es zu vermeiden gilt, wovor man sich zu hüten

hat, wo überall die Gefahr der Verunreinigung lauert – beim Genuss bestimmter Speisen etwa oder durch den Umgang mit hartnäckigen Sündern und Heiden. Der jüdische Alltag ist durchsetzt mit solchen Vorschriften, und alle zielen sie darauf ab, den ungeheuerlichen Anspruch Gottes an den Menschen irgendwie erfüllbar zu machen – jenen Anspruch, von dem bereits im 2. Kapitel dieses Buchs die Rede war: Ich bin heilig, und ihr sollt auch heilig sein. Und an dieser Stelle prallen nun die Gegensätze aufeinander. Die Haltung der Pharisäer ist grundsätzlich defensiv, und in der Praxis führt ihr Bemühen um Heiligkeit zu einer ausgeprägten Berührungsangst. Jesus kann solchen Leuten unmöglich geheuer sein. Dem ist Berührungsangst nun gerade gänzlich fremd, der sucht ja unablässig nach Berührungspunkten und kommt deshalb zwangsläufig und fortdauernd mit den Reinheitsvorschriften in Konflikt – schon, wenn er das Mahl mit Menschen teilt, ohne sich zu vergewissern, ob sie auch wirklich alle rein sind, und erst recht, wenn er sich von unzweifelhaft Unreinen zum gemeinsamen Mahl einladen lässt.

Und das kommt ja vor. Jesus ist nicht dafür bekannt, Einladungen auszuschlagen. Im Übrigen ist er gelegentlich auch bei Pharisäern zu Gast. Von seiner Seite gibt es da keine generelle Feindschaft, zumal er Menschen ohnehin nie verloren gibt, und ähnlich scheinen sich auch auf Seiten der Pharisäer Faszination und Widerwille die Waage zu halten. Zumindest eine Gesprächsbasis ist offenbar vorhanden. Aber in Rage bringen können sie ihn schon, diese Pharisäer mit ihren Käfigen, in die sie die Menschen sperren, angeblich zu ihrem eigenen Schutz, mit ihrer Angst vor Fehlritten und ihrer pedantischen Art, sich an nebensächliche Paragrafen zu klammern, in denen sich auch noch der göttliche Wille niederschlagen soll. Jesus wird ihnen vorwerfen, auf diese Weise auch Gott an die Kette zu legen, so dass beide, Mensch und Gott, füreinander unerreichbar sind, und wie soll es unter diesen Umständen je zu dem großen Gastmahl kommen, das für Jesus wie für die Propheten der Vergangenheit als das schönste Bild des vollendeten Gottesreichs gilt – das Gastmahl im Haus des Herrn, wo Menschen aus allen Völkern an langen Tafeln unterschiedslos die Gastfreundschaft Gottes genießen? Also, mag man den Pharisäern zugute halten, dass sie nicht nur Wasser predigen, sondern selbst auch Wasser trinken, Jesus jedenfalls möchte Wein predigen und auch Wein trinken – den Wein einer freien und befreienden Gottesbeziehung.

Und deshalb geht Jesus anders an die Sache heran. Keine Abgrenzungsstrategien. Jeder hat Zutritt zum Gottesreich. Und niemand kommt durch Geburt hinein. Denn das Gottesreich verlangt nicht nach Zugehörigkeit zu einer besonderen Gruppe, es verlangt nach einer bestimmten Einstellung zum Leben und zu den Menschen. Und durch eine blitzartige Erkenntnis gelangt man hinein: Nicht der andere steht dem Gottesreich im Wege, sondern ich selbst! Nicht an dem Unreinen, dem Römer, dem Abtrünnigen, dem Ehrlosen oder dem Sünder entscheidet sich, welche Chancen das Gottesreich in der Welt hat, sondern an mir.

Es bricht sich Bahn, sobald ich selbst mich nach dem Willen Gottes richte. Dieses Gottesreich ist dynamisch. Es wächst und entwickelt sich, es ist so unkontrollierbar wie alles, was aus Liebe entsteht. Das ist der Kern der Botschaft Jesu, und Lukas ist derjenige, der zu diesem Zentrum der Botschaft vorstößt – mit dem Gleichnis vom barmherzigen Samariter. Da will einer von Jesus wissen, wer denn sein Nächster sei, ob es da vielleicht Abstufungen oder Vorbehalte gegen bestimmte Personengruppen gebe. Woraufhin Jesus zunächst erzählt, wie ein Reisender auf der Straße von Jericho nach Jerusalem unter die Räuber fällt und halbtot liegen gelassen wird, wie zwei vorübergehen, ohne den Verletzten zu beachten, wie erst der Mann aus Samaria, der halbe Heide, sich des Hilflosen annimmt – um dann, am Ende, die Ausgangsfrage wieder aufzugreifen, sie umzukehren und damit die Perspektive zu wechseln: Wer war jetzt für den Überfallenen der Nächste? Die Antwort ist dann einfach – der natürlich, der sich nicht lange mit Definitionen aufhält, der sich nicht erst fragt, ob hier womöglich einen Römer sein wohlverdientes Geschick ereilt hat, der sich nicht durch Reinheitsvorbehalte davon abhalten lässt, das Menschliche und Nächstliegende und damit den Willen Gottes zu tun, nämlich dem Unglücklichen zu helfen.

Die Lehre Jesu mag uns simpel und selbstverständlich anmuten, aber sie bedeutet eine Revolution. Sie bricht mit verwurzelten Vorstellungen und verlangt daher enorme Aufgeschlossenheit. Zum einen, weil sie ein verändertes Gottesbild voraussetzt: Jahwe ist aus Jesu Sicht kein Gott, der Übertretungen registriert und Sünden zählt, die durch Opfer regelmäßig abgegolten werden müssen, kein Gott, den man stets aufs Neue gnädig stimmen, besänftigen muss, will man sich nicht seinen Zorn zuziehen. Für Jesus *ist* Jahwe gnädig, grundsätzlich und immer, weil seine Liebe unerschütterlich ist. Abgerechnet wird später, Belohnung und Strafe haben Zeit bis ans Ende aller Tage, aber solange ein Menschenleben währt, darf man bei Gott mit derselben bedingungslosen Liebe rechnen, wie sie der Vater im Gleichnis vom verlorenen Sohn seinem gescheiterten Kind entgegenbringt. „Ich bin heilig, und ihr sollt auch heilig sein“, dieser unerfüllbare Anspruch Jahwes erfährt bei Jesus die entscheidende Wendung ins Erträgliche, ins Menschen-Mögliche: „Ich bin barmherzig, und ihr sollt auch barmherzig sein.“

Jesu Gottesreich liegt jedoch nicht nur ein anderes Gottesbild, es liegt ihm auch ein anderes Menschenbild zu Grunde. Für Jesus ist der Mensch niemals ein Endprodukt, niemals auf seine augenblickliche Existenz festgelegt und damit fertig, sondern zeitlebens ein Provisorium, vorläufig, wandelbar, entfaltungsfähig. Jesus sieht einen Menschen stets in seiner Möglichkeitsform, als im Grunde unendliches Potenzial, das genauso zu den schlimmsten Befürchtungen wie zu den schönsten Hoffnungen berechtigen würde, wäre die Liebe Gottes nicht stärker als die Mächte des Hasses. Hier kommen wir zu dem einzigen äußerlichen Merkmal, das die Evangelisten an Jesus hervorheben. Wiederholt betonen sie, dass Jesus einen Menschen anblickt, bevor er mit ihm spricht. Seine Art, jemanden

anzuschauen, muss auffällig gewesen sein, und man darf sie wohl als sichtbaren Ausdruck seiner Fähigkeit verstehen, jeden mit Wohlwollen zu betrachten, jeden in seiner Einzigartigkeit wahrzunehmen, als Individuum, offen für neue Erfahrungen und neue Einsichten, für Abkehr und Umkehr. Jede Veränderung zum Besseren ist jederzeit denkbar – man ist versucht, hier von Jesu Menschenglauben zu sprechen. Eben deshalb beantwortet er die Frage des Petrus, wie oft er seinem Bruder denn nun verzeihen soll, mit dem berühmten Wort: nicht siebenmal, sondern siebenmal siebenmal – denn jeder, egal wer, verdient unendliche viele Chancen. (Mt 18) Und deshalb warnt Jesus so eindringlich davor, andere zu verurteilen – denn das steht allein Gott zu, und der macht von seinem Vorrecht vorläufig, und solange die Erde besteht, keinen Gebrauch.

Das Unternehmen Jesus wird also von einer Zuversicht getragen, die sich deutlich von dem herrschenden Skeptizismus der Pharisäer, ja eigentlich aller anderen jüdischen Parteien unterscheidet. Jesus kann aus allen diesen Gründen die sterile Unterscheidung der Lebenssphären in rein und unrein fallen lassen, und er tut dies wohl auch nach und nach. Stellt er damit das Gesetz des Mose in Frage, die geistige Lebensgrundlage des jüdischen Volkes? Verrät er mithin das Bündnis, das Gott mit diesem Volk geschlossen hat? Nichts spricht dafür. Das Gesetz behält auch für Jesus seine Gültigkeit, als ethische Richtlinie, als Gründungsdokument dieses Bündnisses, als unumstößliche Äußerung göttlichen Willens – das bestätigt er selbst mehrfach. Nur nähert er sich dem Gesetz in einer souveräneren Manier als zu seiner Zeit üblich, wenn er den Grund des Gesetzes aufdeckt und dabei auf die Liebe Gottes als dessen Ursache stößt. Wenn er versucht, das friedensstiftende Potenzial des Gesetzes zu befreien und dabei zu dem Ergebnis kommt, dass seine Möglichkeiten nicht in ordnungsgemäßen Kulthandlungen und frommer Paragrafenreiterei gipfeln, sondern in der Nächstenliebe, ja Feindesliebe.

Es wäre allzu gewagt, Jesu Ethik in einem Satz zusammenfassen zu wollen. Aber vielleicht trifft man doch seine, sagen wir: moralische Strategie, wenn man seine Einstellung auf die Forderung zuspitzt: Reduziere den Anspruch an deine Mitmenschen und erhöhe den Anspruch an dich selbst! In der Überlieferung des Korans gibt es eine wundervolle Entsprechung dazu. Dort findet sich als Ausspruch Jesu der folgende Satz: Pflege einen entspannten Umgang mit anderen, aber nicht mit dir selbst. Das heißt aufs Gottesreich bezogen, das Jesus bei seiner Lehre ja immer im Sinn hat: Der Mensch ist der formalen Freiheit, die dort herrscht, nur dann gewachsen, wenn er ein hohes Maß an Selbstüberwindung aufbringt. Trägheit, Ängstlichkeit, Unbeherztheit, Gleichgültigkeit, dies alles ist Jesus ein Gräuel. Sein Gottesreich kennt keine Mitläufer. Es setzt sich aus Menschen zusammen, die dem Streit nicht aus dem Weg gehen, die sich nicht um des lieben Friedens willen ducken, sondern den Zirkel der Gewalt aufbrechen und furchtlos Frieden stiften. Wo immer ihr seid, man muss euch herauschmecken, sagt er in der

Bergpredigt, so wie man das Salz an einer Speise schmeckt. Solche Forderungen sind zwar schon zu Jesu Zeit nicht mehr vollkommen neu. Viele Propheten haben sich bereits Jahrhunderte zuvor in einem ähnlichen Sinn vernehmen lassen. Aber als Ganzes stellt Jesu Lehre einen geschlossenen Entwurf dar, der jüdisches Denken weiterentwickelt und insofern doch vollkommen originell ist. Warum sich seine Anhänger solche unerhörten Freiheiten gegenüber dem jüdischen Ritualgesetz herausnahmen, wollen die Jünger von Johannes dem Täufer eines Tages von Jesus wissen. Weil junger Wein in neue Schläuche gehöre, antwortet er.

Doch kehren wir zur Lebensgeschichte Jesu zurück, die nun immer mehr auf eine Folge von Krisen und Erschütterungen hinausläuft. Irgendwann kann sich Jesus nämlich nicht mehr verhehlen, dass er die Leute überfordert. Dass er sie überfordert mit seiner Mischung aus Unbekümmertheit und Leichtsinn, was die materielle Seite des Lebens angeht, und radikaler Ernsthaftigkeit, was den Einsatz für das Gottesreich betrifft. Und dass er sie auch mit diesem Gottesreich selbst überfordert, das offenbar keine geografischen Grenzen kennt, kein Zentrum, keine Institutionen und kein festes Personal, das sich irgendwie einschleicht, unhörbar, unsichtbar, fast unbemerkt. Die kleinen Leute erhoffen sich jedenfalls weiterhin einen Messias, der zuschlagen und aufräumen und ordentlich regieren kann, und die tonangebenden Kreise wünschen sich weiterhin einen Messias, der niemals kommt. Irgendwann gibt Jesus die Hoffnung auf, die Gebildeten zu erreichen und die Begüterten zu gewinnen und spart sich seine Kräfte auf für die, die nichts zu mehr verlieren haben, die Mühseligen und Beladenen – ein Rückschlag in jedem Fall. Später sehen wir ihn am Ufer des Sees Genezareth sitzen, in Gedanken versunken, und als der übliche Andrang losgeht, lässt er sich ein wenig hinausrudern, spricht vom Boot aus zu den Menschen, und die Jünger trauen ihren Ohren nicht: Statt in klaren Worten zu predigen wie bisher, erfindet er plötzlich kleine Geschichten von göttlichem Surrealismus, Gleichnisse, durch die sich nun niemand mehr direkt angesprochen zu fühlen braucht, die einem aber trotzdem keine Ruhe lassen, bis man sie entschlüsselt hat – und im selben Augenblick feststellt, dass sie einen doch angehen. Wer bei Matthäus nachliest, gewinnt den Eindruck, dass Jesus jetzt wieder auflebt, regelrecht in Schwung kommt, aber auch, dass er mit seinem Erfolg nach wie vor unzufrieden ist. Nicht einmal seinen Jüngern gelingt es immer, hinter den Sinn eines Gleichnisses zu kommen.

Was seine Wirkung außerdem beeinträchtigt: Die Gefahr wächst. Immer häufiger wird er von zuständiger Seite aufgefordert, zu erklären, woher er überhaupt das Recht nimmt, als Organisator eines Gottesreichs aufzutreten. Von verschiedenen Seiten erhält er konkrete Warnungen. Meist ist er nun auf der Flucht, immer auf der Hut. „Die Füchse haben Höhlen und die Vögel des Himmels haben Nester, der Menschensohn aber hat keinen Ort, wo er sein Haupt hinlegen kann“, entgegnet er einem, der sich ihm anschließen will (Mt 8, 20).

Jesus entgeht der Verhaftung, indem er sich tief in heidnisches Gebiet zurückzieht, nach Tyros, der ungeheuer reichen phönizischen Handelsmetropole an der Mittelmeerküste. Kurz darauf ist er mit seinen Jüngern am Südhang der Golanhöhen anzutreffen, in der Gegend von Caesarea Philippi, das ebenfalls außerhalb des Machtbereichs von Antipas liegt. Hier regiert der dritte Herodessohn Agrippa, hier gibt es ein viel besuchtes Pan-Heiligtum, das berühmteste des ganzen Imperiums, hier ist Jesus genauso unbekannt wie im phönizischen Gebiet und daher erneut zu weitgehender Untätigkeit verurteilt. Und hier, bei Caesarea Philippi, kommt es nun zu einer dramatischen Wende. Auf einmal stellt Jesus sein ganzes Unternehmen in Frage. Und seine Jünger sind fassungslos.

Es geschieht unterwegs, irgendwo am Oberlauf des Jordans vermutlich. Jesus wird in den letzten Tagen nicht viel gesprochen haben. Spätestens seit seiner Taufe weiß er, wer er ist, nämlich derjenige, mit dem das Gottesreich anbricht. Und anfangs sprach nichts dagegen. Mittlerweile spricht nur noch wenig dafür. Jetzt stellt sich Jesus selbst die Frage, die er von Pharisäern immer wieder zu hören bekommen hat: Wer bist du eigentlich? Und plötzlich bricht es aus ihm heraus. „Für wen halten mich die Leute?“, fragt er seine Begleiter unumwunden. (Mk 8,27 ff) Für Johannes den Täufer. Oder für den Propheten Elias. Für irgendeinen Propheten jedenfalls, lautet die Antwort der Jünger. Kurzes Schweigen. Dann hakt Jesus nach: „Und ihr? Für wen haltet ihr mich?“

Ein Moment, der einem das Blut in den Adern gefrieren lassen kann. Das ist keine rhetorische Frage, merken die Jünger. Das ist völlig ernst gemeint. Verzweifelt ernst. Jesus mit seinem unbestechlichen Blick für Menschen will jetzt von ihnen wissen, wer er ist. Offenbar ist das nie besprochen worden. Und jetzt muss einer von ihnen Farbe bekennen. Dass Jesus sich selbst nicht für einen Propheten hält, wissen sie. Was bleibt also? Der Messias? Muss jetzt wirklich ausgesprochen werden, was sie bisher mehr als Hoffnung denn als Gewissheit zusammengehalten hat? Wollen sie selbst so genau wissen, dass jeder von ihnen tatsächlich eine Hauptrolle im göttlichen Erlösungsplan spielt? Sobald das entscheidende Wort fällt, gibt es kein Zurück mehr. Dann bekommt alles, was vor ihnen liegt, eine unermessliche, fast unerträgliche Bedeutung. Da bricht Petrus das betretene Schweigen und sagt: „Du bist der Messias.“

Und der Bann ist gebrochen, wie es scheint. Matthäus berichtet, dass Jesus so enthusiastisch reagiert, als sei er im selben Augenblick von allen Zweifeln befreit. Als hätte er durch den Mund des Petrus die Antwort Gottes erfahren. Ist damit alles gut? Irritierend immerhin, dass Jesus ihnen sofort gebietet, niemandem ein Wort davon zu sagen. Vollkommen unbegreiflich aber, dass er kurze Zeit später anfängt, von Todesahnungen zu reden. Die Jünger trauen ihren Ohren nicht. Sie mögen zunächst an eine vorübergehende Depression ihres Meisters glauben, aber der beharrt darauf – es gehe kein Weg daran vorbei, er müsse sterben, hingerichtet werden, und zwar in Jerusalem, und zwar in

absehbarer Zeit. Er müsse – und es klingt wie: Er wolle. Da verliert Petrus die Beherrschung. Gerade hatten sie sich an den Gedanken gewöhnt, tatsächlich und endgültig auf der Seite der Sieger zu stehen, hatten sich schon insgeheim als Teilnehmer an einem triumphalen Einzug in Jerusalem gesehen. Und jetzt verhängt Jesus das Schicksal des Verlierers über sie? Das kann doch nicht wahr sein! Markus und Matthäus deuten die Schärfe der Auseinandersetzung, die nun folgt, zwar bloß an, vermitteln aber in knappen Worten doch die Choreographie eines heftigen Streits, bei dem sich Jesus wütend abwendet und davongeht, Petrus ihm genauso wütend nachsetzt, ihn wahrscheinlich am Arm packt oder am Gewand zerrt und Jesus daraufhin herumfährt und ihm die furchtbare Schmähung ins Gesicht schleudert: „Fort mit dir, Satan, hinter mich! Du willst mich zu Fall bringen, denn nicht Göttliches sondern Menschliches hast du im Sinn!“

Petrus schweigt entsetzt. Keiner versteht, was in ihren Meister gefahren ist, aber in der Folgezeit verhält er sich meist wie gewohnt, und wenn er doch noch einmal auf seine Todesahnungen zu sprechen kommt, versucht man, ihnen keine übertriebene Bedeutung beizumessen. Eine Atmosphäre der Niedergeschlagenheit wird gleichwohl im Jüngerkreis herrschen. Erst als sie einige Wochen später auf dem Weg zum Passafest die Jordansenke durchwandern, in der schützenden und gleichzeitig beflügelnden Gesellschaft ausgelassener Festpilger, dürfte sich ihre Beklemmung lösen. Und als Jerusalem schon in greifbare Nähe rückt, werden sich die Jünger innerlich wohl doch auf glorreiche Tage vorbereiten.